



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vorschule zum Studium der kirchlichen Kunst des deutschen Mittelalters

Lübke, Wilhelm

Leipzig, 1873

III. Die priesterlichen Gewänder.

[urn:nbn:de:hbz:466:1-76607](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-76607)

III.

Die priesterlichen Gewänder.

Seit der altchristlichen Zeit bildete sich in stetiger Entwicklung der liturgische Priesterornat zu einem reichen künstlerischen Ganzen, dessen einzelne Theile in Form und Ausstattung die verschiedenen Epochen mittelalterlicher Kunst zur Anschauung bringen. Den Ausgangspunkt nehmen die kirchlichen Gewänder in ihrer Entstehung aus zwei verschiedenen Quellen, den senatorischen Profangewändern der heidnisch-römischen Zeit, und den Kultusgewändern des jüdischen Priesterthums. Wir beginnen hier mit der Darstellung des bischöflichen Ornates, weil in ihm die übrigen priesterlichen und Diakongewänder gemeinsam enthalten sind, so dass der Bischof bei feierlichen Aemtern mit allen liturgischen Gewändern angethan ist, wie sie den einzelnen kirchlichen Graden vom Subdiakon bis zum Priester zukommen. Wir geben die Darstellung in der Reihenfolge, in welcher die einzelnen Gewandstücke nach kirchlicher Vorschrift von Alters her angelegt werden.

1. Der bischöfliche Pontifical-Ornat.

Zu den liturgischen Gewändern, welche ausschliesslich für die Feier des Messopfers vorbehalten sind, gehören zunächst die Pontificalstrümpfe, die *tibialia, caligae*. Schon in altchristlicher Zeit werden diese den Fuss und die Unterschenkel bedeckenden Kleidungsstücke erwähnt. Als ein bestimmt vorgeschriebenes Ornatstück kommen sie aber erst seit dem 11. Jahrhundert auf, zunächst nur von Leinwand, bald jedoch von Seide und zwar von dunkelvioletter Farbe, dabei oft reich mit Goldstickereien, mit Figuren von Adlern, Löwen, Rosen und andern Blumen geschmückt. Ein prachtvolles Beispiel solcher Tibialien, aus der Hohenstaufenzeit herrührend, befindet sich

unter den Kleinodien des römisch-deutschen Reiches in der Schatzkammer zu Wien. Aus hochrothem schwerem Purpurcendal gefertigt, sind sie mit linearen Ornamenten maurischen Styls in Goldstickerei geschmückt. Ein anderes Exemplar aus gothischer Epoche hat sich im Dom zu Halberstadt erhalten.

Daran schliessen sich die Sandalen oder Schuhe, *sandalia*, *calceamenta*, *socculi*. Aus der altrömischen Sandale hervorgegangen, entwickelten sie sich bald zu einem geschlossenen Schuh, der indess auf der Oberfläche als Reminiscenz an das Riemenwerk verschiedene Ausschnitte erhielt, die mittelst eines durchgezogenen Bandes zusammengehalten wurden. Solcher Art sind die prächtigen Kaisersandalen in der Schatzkammer zu Wien, wiederum eine sicilianisch maurische Arbeit, aus Purpurstoff, mit Perlen und Edelsteinen geschmückt. Einfacher und früher sind die bischöflichen Sandalen im Kloster zu Altaich. Ein weiteres Beispiel aus dem 12. Jahrhundert hat man im Grabe des Erzbischofs Arnold von Trier gefunden. Sie sind aus einem rothgebeizten feinen Leder gefertigt, auf welchem gestickte Laubgewinde sich zeigen.

Nach Anlegung der Schuhe nimmt der Bischof das Schultertuch, *amictus*, *superhumerales*, mit welchem er den Hals und den oberen Theil der Untergewänder bedeckt. Es ist ein länglich viereckiges Leintuch, im frühen Mittelalter häufig aus feinem Byssus bestehend, das zuerst über den Kopf gelegt, dann auf die Schultern und den Hals herabgelassen und mittelst zweier Schnüre unterhalb der Arme auf der Brust festgebunden wird. Am unteren Saume pflegte man einen länglich viereckigen Seidenstoff, die *parura* oder *plaga* aufzunähen, welche mit gewirkten oder gestickten Ornamenten geschmückt wurde und auch diesem schlichten Gewandstück einen künstlerischen Charakter gab. Dies Schultertuch gehört übrigens sowohl zum priesterlichen als zum bischöflichen Ornat.

Ebenso verhält es sich mit der Albe, *alba*, *camisia*, *poderis*, dem Untergewande, welches jeder celebrirende Priester vor Darbringung des h. Messopfers anzulegen hat. Es ist vielleicht das älteste und ehrwürdigste der priesterlichen Gewänder, da es sich schon im mosaischen Alterthum findet, von wo es offenbar die erste christliche Kirche herübergenommen hat. Ebenso hat es mehr als die übrigen liturgischen Gewänder bis auf den heutigen Tag im Wesentlichen seine ursprüngliche Gestalt bewahrt. Es besteht aus einem Kleide von weisser Leinwand, das bis auf die Füße herabreicht, oben mit weiter Oeffnung für den Kopf und mit langen sich gegen die Hand hin verengenden

Aermeln. Die festtäglichen Alben der Bischöfe liebte man aus dem kostbaren ägyptischen Byssus anzufertigen; aber selbst Alben von weisser Seide kommen vor, obwohl der Leinwand stets der Vorzug gegeben wurde. Man pflegte besonders seit dem 11. Jahrhundert die bischöflichen Alben an den unteren Säumen mit Goldstickereien



Fig. 220. Papststatuen des 12. Jahrh.

zu schmücken, namentlich aber an der Vorderseite über dem unteren Saum einen länglich viereckigen Besatz von gestickten Ornamenten, oft selbst mit Perlen und Edelsteinen anzubringen (vgl. Fig. 220 a b). Eine solche Alba, *alba parata*, *fimbriata*, *frisiata* genannt, befindet sich noch unter den Reichskleinodien in der Schatzkammer zu Wien. Die einfachen Alben dagegen nannte man *alae purae*, oder *simplices*. Eine reich geschmückte Albe aus dem Ende des Mittelalters befindet

sich in der Kirche zu Goess bei Leoben, mit einem breiten in Gold und bunter Seide gestickten Saum. Andere haben sich in der Marienkirche zu Danzig erhalten. Seit dem Beginn des 16. Jahrhunderts kam die Sitte auf, nicht nur auf der Albe selbst Leinestickereien in mancherlei Blumenmustern anzubringen, sondern man fing auch an, das Leinenzeug selber mit künstlichen durchbrochenen Stickereien zu schmücken. Durch letztere Neuerung wurde jedoch der unsoliden modernen Tüll- und Filetarbeit Bahn gebrochen, welche an Stelle des würdigen kirchlichen Charakters der Albe das Spielwerk einer tändelnden weibischen Putzsucht setzte.

Zur Albe gehört als integrierender Theil der Gürtel, *balthus*, *cingulum*, *zona*, mit welchem die Albe aufgeschürzt und um den Leib befestigt wurde. Gleich der Albe stammt auch er aus den Zeiten des ältesten Judenthums und war bis in's neunte Jahrhundert nicht bloß kostbar mit Goldwirkerei und Edelsteinen geschmückt, sondern ähnlich einer Schlangenhaut rund gewebt, wie der Ausdruck *murena* anzudeuten scheint. So war der zu den deutschen Reichsinsignien gehörende kaiserliche Pontificalgürtel in rothem Purpur mit Goldornamenten gewirkt, und an den Enden mit Perlen geschmückt. Solche Prachtgürtel wurden dann mittelst seidener Schnürchen auf ihrer Innenseite unter der Brust zusammengebunden. Goldgewirkte, mit Perlen und Edelsteinen geschmückte Gürtel werden mehrfach namhaft gemacht. Im weiteren Verlauf wurden die Gürtel als flache Bänder angefertigt, wie der prächtige Pontificalgürtel der deutschen Kaiser in der Schatzkammer zu Wien, welcher mehr als 6 Centimeter breit ist und mittelst einer vergoldeten Silberschnalle befestigt wurde. Auf seiner obern Fläche sind in den Goldstoff farbige Thierfiguren und Blumenornamente eingewebt. An den Enden wurden die Gürtel häufig mit seidenen Fransen, auch wohl mit kleinen Glöckchen geschmückt. Gold- und Perlstickereien, Edelsteine und Metallbeschläge wurden oft zur Ausstattung dieser Prachtgürtel verwendet. Selbstverständlich gab es neben diesen auch einfachere Gürtel für den täglichen Gebrauch, wie denn der Gürtel sammt der Albe nicht bloß dem Bischof, sondern jedem Priester zukommt.

Ueber die Albe wird nun die Stole, *stola*, *orarium*, als ein breites Band gelegt, das um den Hals getragen, mit seinen beiden breiteren Enden über die Brust herabhängt und dort mittelst des Gürtels oft kreuzförmig über einander gelegt wird. Nach der Sitte der griechischen Kirche wurde die Stole bis in die romanische Epoche mit kleinen Kreuzen geschmückt (Fig. 221 a, c); aber auch andere

lineare Ornamente, Blumen und Thierfiguren pflegte man in Seide-, Gold- und Perlstickerei darauf anzubringen (Fig. 221 b, d, e, f), die unteren Enden immer mehr zu verbreitern (Fig. 221 a, c, d), sie selbst mit Edelsteinen zu besetzen (Fig. 221 f) und mit Fransen in Seide und Gold oder auch mit kleinen Glöckchen zu versehen.

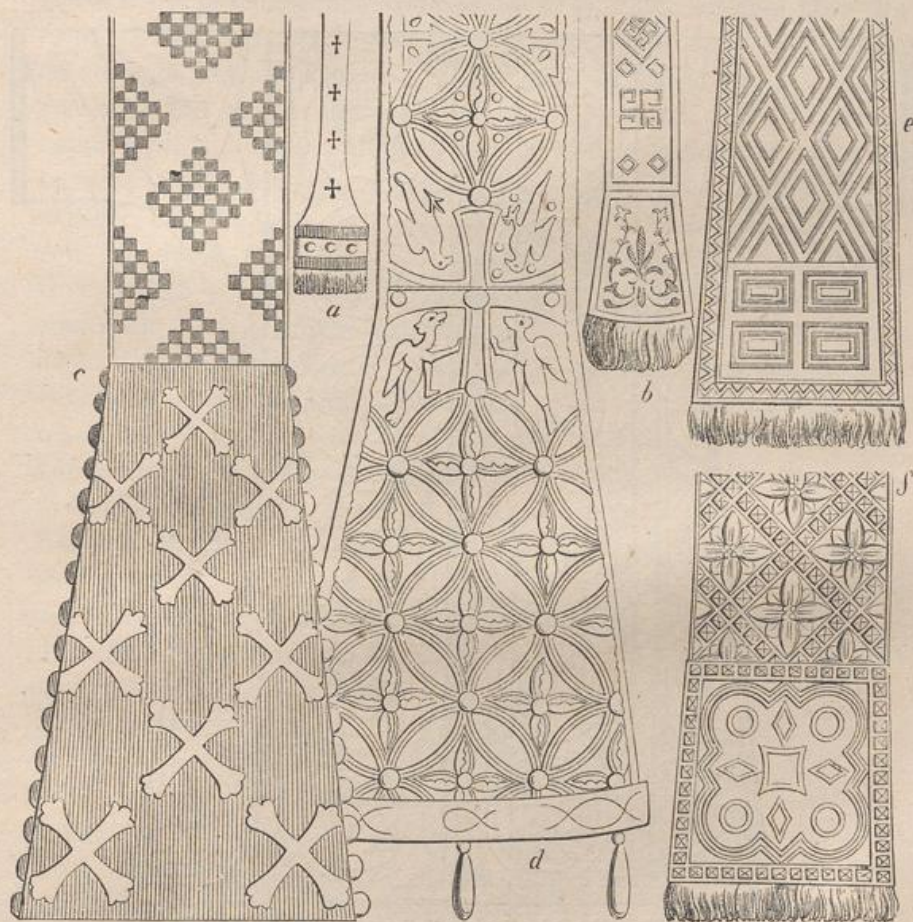


Fig. 221. Stolen verschiedener Epochen. (Nach Weiss.)

Mit der Stole steht immer der Manipel, *manipulus*, *mappula*, *fanon* in Verbindung und theilt mit ihr die gleiche Ausstattung. Ursprünglich ein leinenes Tuch, dessen sich der Priester zum Abtrocknen bediente, wurde der Manipel allmählich zu einem ornamentalen Bande, welches über den linken Unterarm geschoben wurde, nach unten mit den beiden Enden zusammengeschlossen und in völlig

gleicher Weise wie die Stole geformt und ausgestattet (vgl. oben Fig. 221 a. b.). Eine Stole des 12. Jahrhunderts befindet sich noch jetzt in der Liebfrauenkirche zu Trier, eine andre in der Stiftskirche zu Aschaffenburg, mehrere in der Klosterkirche zu Andechs, diese sämtlich überaus schmal und lang, wie bis zum Ende des 12. Jahrhunderts der Charakter dieses Gewandstückes war.

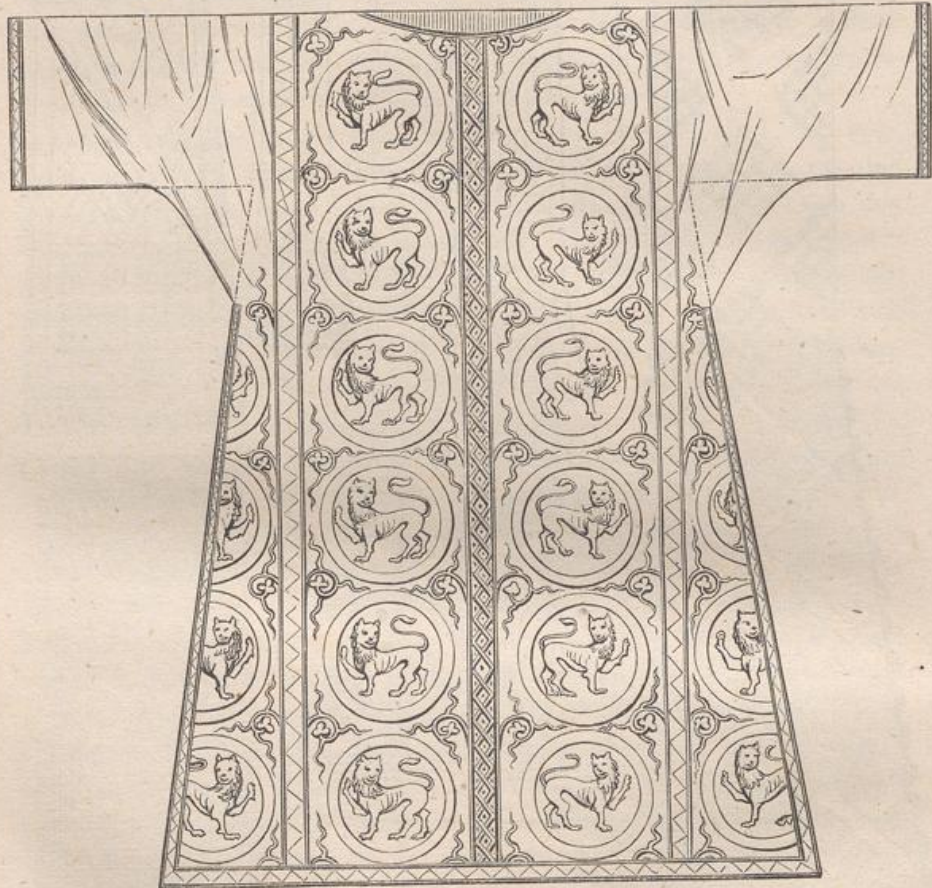


Fig. 222. Dalmatica aus Halberstadt. (Bock.)

Eine Anzahl von Stolen und Manipeln der spätern Jahrhunderte des Mittelalters sieht man im Dom zu Halberstadt und der Marienkirche zu Danzig, sämtlich reich gestickt und in Gold gewirkt, meistens in der Farbe und dem Muster ihrer Seidenstoffe mit dem dazu gehörigen Messgewande übereinstimmend. Eine prachtvolle Stole befindet sich auch unter den Reichskleinodien in der Schatzkammer zu Wien.

Während die letztgenannten Gewandstücke dem Bischof wie dem Priester zustehen, sind die Diaconatsgewänder, *dalmatica* und *tunicella*, die eigentlichen den Diakonen angehörigen Gewandstücke, die aber auch dem Bischof zukommen, sobald er in feierlicher Weise das h. Messopfer darbringt. Es wurde ihm sodann, wie es scheint, zuerst die *Tunicella*, dann die *Dalmatica* angelegt. Beide haben die Form eines geschlossenen Oberkleides (Fig. 222), welches über den Kopf geworfen, an den Seiten etwas aufgeschlitzt bis über die Knie herabhängt und ursprünglich mit Aermeln versehen war, die später verkürzt und an der untern Seite geöffnet wurden. Mit Sicherheit lassen sich die beiden Gewänder nicht unterscheiden, doch scheint es, dass die *Tunicella*, welche zuerst angelegt wurde, länger als die darüber zu tragende *Dalmatika* war, wie sie sich denn jedenfalls von ihr durch die Farbe und ornamentale Ausstattung unterschied. Gelegentlich scheint man in früherer Zeit für das untere Gewand eine rothe, für das obere die weisse Farbe vorgezogen zu haben; doch lässt sich ein festes Gesetz dafür nicht nachweisen, da der Gebrauch hierin vielfach schwankte. Aber soviel steht fest, dass schon im 13. Jahrhundert die *Dalmatika* sich als Gewand der Diakonen durch reichere Ausstattung von der einfacheren dem Subdiakon zukommenden *Tunicella* unterschied, weshalb sie auch ihrer Länge nach zwei violettrothe gestickte Streifen, *aurifrisiae*, *angusticlavii* erhielt, welche auf dem Vorder- und Hintertheile des Gewandes parallel nebeneinander laufen. Auch der Saum ringsum und der untere Rand der beiden Aermel wurde mit einem schmalen Ornamentband eingefasst. Zwei reich geschmückte *Dalmatiken* des 12. Jahrhunderts aus hochrother Purpurseide mit goldgestickten Löwen in Medaillons sieht man im Dom zu Halberstadt (Fig. 222). Später wurden auch an diesem Gewande Perlstickereien, Edelsteine, emailirte und getriebene Goldbleche angewandt. Das prachtvollste noch erhaltene Diakonengewand ist die Kaiserdalmatika in St. Peter zu Rom, ein Meisterwerk byzantinischer Stickerei aus dem 12. Jahrhundert, auf Purpurseide mit zahlreichen gestickten biblischen Szenen geschmückt. Zwei andere Prachtgewänder dieser Art finden sich unter den deutschen Reichskleinodien in der Schatzkammer zu Wien. Gegen Ausgang des Mittelalters wurden die Diakonengewänder, gleich den meisten übrigen liturgischen Ornaten, in Form und Umfang immer mehr verengt und zusammengezogen, namentlich auch die Aermel verkürzt und an der Unterseite geöffnet, so dass sie nur als leichte Schulterblätter herabfallen.

Ausser den Diakonengewändern kommt nun auch dem Bischofe als eins der wichtigsten priesterlichen Ornatstücke das Messgewand, *casula*, *planeta*, *paenula*, zu. Dieses der altrömischen Tracht entlehnte Kleid behält bis in's 15. Jahrhundert seine ursprüngliche Gestalt in Form eines rings geschlossenen glockenförmigen Ueberhangs (Fig. 223), der über den Kopf geworfen, rings in weiten Falten herabhängt, an den Seiten über die Arme hinaufgenommen wird und dadurch seine faltenreiche Entwicklung gewinnt (vgl. die Fig. 220

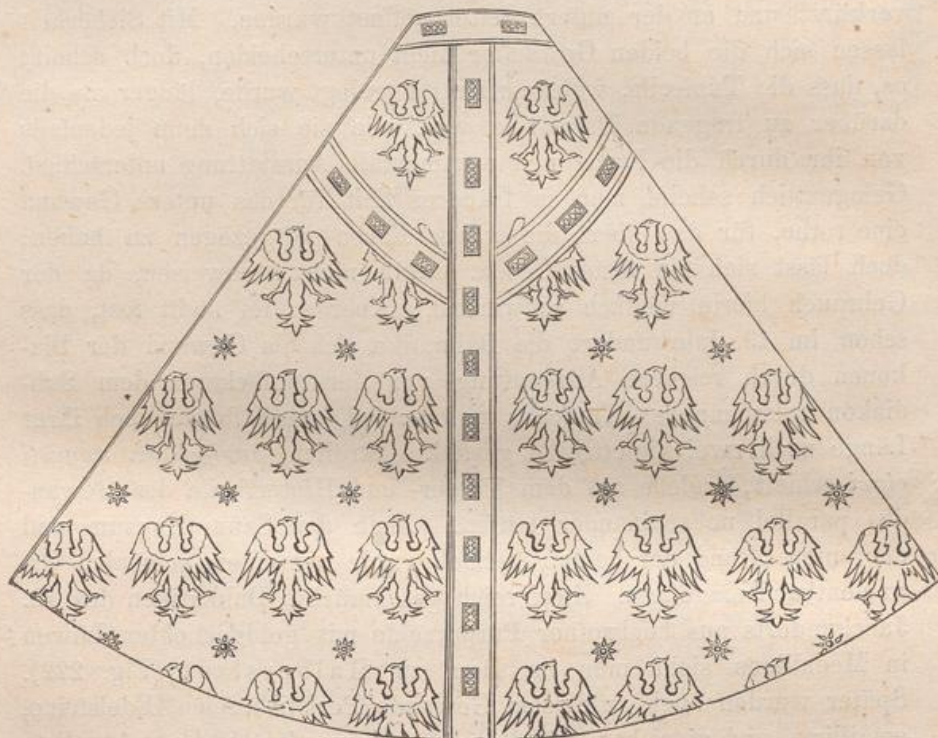


Fig. 223. Casel aus Halberstadt. (Bock.)

a. b.). Diese bischöfliche Casula wurde schon früh und mehr noch im weiteren Verlauf des Mittelalters durch Pracht des Stoffes und Reichthum künstlerischen Schmuckes ausgezeichnet. Man wählte dazu die schwersten meist orientalischen Seidenstoffe, bisweilen einfarbig, bisweilen in zwei, sogar in drei Farben gemustert. Das Messgewand des Bischofs Benno von Osnabrück besteht aus dunkelviolettem Purpur, das des h. Anno von Köln aus röthlichem Purpur; andere wie das des h. Bernward zu Hildesheim zeigen eine goldgelbe, wieder andere eine grünlich gelbe Farbe. Ihre Muster sind

in der frühesten Zeit meistens ausschliesslich der Thierwelt, später aber auch der Pflanzenwelt entlehnt. Ausserdem wurden diese Gewänder durch gewirkte oder gestickte Streifen, *aurifrisiae*, geziert, welche nicht bloß den unteren Saum und den Rand des Halsausschnittes umzogen, sondern bald auch auf der Vorder- und Rückseite ein gabelförmiges Kreuz bildeten, dessen Hauptstamm in der Mitte der Vorder- und Rückseite aufstieg und sich nach oben ypsilonartig verzweigte (vgl. Fig. 220 a. b.). Ein prächtiges Gewand dieser Art sieht man im Dom zu Halberstadt, aus dunkelblauer Seide mit goldgestickten Adlern (Fig. 223). Ein mit symbolischen Thierbildern besticktes Messgewand besitzt die Kirche zu Goess in Steyermark, ein anderes die Kirche von St. Paul im Lavantthale in Kärnten, mit figürlichen Darstellungen aus der Bibel völlig bedeckt. Andere Messgewänder dieser älteren Art sieht man im Dom und in St. Emmeram zu Regensburg, in St. Peter zu Salzburg, in den Domen von Eichstädt und Augsburg, in St. Godehard zu Hildesheim und in dem Münster zu Aachen. Bisweilen kommt auf den Messgewändern der früheren Zeit anstatt des Gabelkreuzes ein frei gesticktes Laubornament vor, das sich aus einem mittleren Hauptstamm entwickelt, einem Arbor vitae nicht unähnlich. Ein solches findet sich im Schatze des Domes zu Rheims.

Je reicher aber im Laufe der Zeit durch Stickereien, Perlen und Edelsteine die Messgewänder wurden, desto schwerer ward es dem celebrirenden Priester sie in ihrer ganzen alten Ausdehnung zu tragen, da die Arme die Last der zusammengenommenen Falten nicht mehr zu halten vermochten. Es trat nothwendig nicht bloß eine Verkürzung des Messgewandes ein, sondern auch ein Ausschneiden an beiden Seiten, bis endlich jene bequemere aber dürftige Abbeviatur daraus wurde, in welcher das Messgewand auf die neueren Zeiten gekommen ist. Damit hing auch eine Umgestaltung der künstlerischen Ausstattung zusammen, so dass an Stelle des gabelförmigen Kreuzes bloß auf der Rückseite ein breites lateinisches Kreuz trat, während die Vorderseite nur einen senkrechten Stab in der Mitte behielt. Auf diesen breiten Streifen fand die hochentwickelte Kunst des Stickers Gelegenheit sich in figürlichen Darstellungen, besonders aus der Passion Christi, zu ergehen. Eins der reichsten Messgewänder des späten Mittelalters, das aber noch die alte Form festhält, befindet sich unter den burgundischen Gewändern in der Schatzkammer zu Wien.

Ausser diesen Gewandstücken, welche der Bischof zum Theil

mit dem Priester und dem Diakon gemein hat, kommen ihm noch mehrere ausschliesslich bischöfliche Insignien zu. Dahin gehören zunächst die pontificalen Handschuhe, *chirothecae, manicae*. Ob dieselben schon in altchristlicher Zeit gebräuchlich waren, muss dahingestellt bleiben; bestimmt jedoch kommen sie seit dem X. Jahrhundert vor, und werden ebenfalls durch angemessenen künstlerischen Schmuck ausgezeichnet. Es wurde meistens ein schwerer Seidenstoff, und zwar häufig von purpurrother Farbe, dazu verwendet, der Handschuh am untern Rande durch Stickereien eingefasst, und auf der oberen Fläche ebenfalls mit einem in Gold und Seide gestickten Ornament, häufig in Kreuzgestalt geschmückt. Edelsteine und kleine Metallbleche mit buntem Schmelzwerk wurden oft zur weiteren Zierde dieser Ornamente verwendet. Die Handschuhe sind so lang, dass sie über das Handgelenk hinauf gezogen wurden und noch den äusseren Rand der Albe bedeckten. Seit dem 14. Jahrhundert trat eine Erweiterung dazu, und das untere Ende des Handschuhes erhielt einen Einschnitt mit stulpenartig auslaufenden Spitzen. Die Farbe der Handschuhe wurde meistens übereinstimmend mit der des übrigen Pontificalornates gewählt. Prachtvolle Handschuhe, völlig mit Gold- und Perlstickereien überladen, befinden sich unter den deutschen Reichskleinodien zu Wien. Ein anderes Paar auf weisser Seide mit einem vergoldeten und emaillirten Silberornament sieht man im Schatz des Doms zu Prag. Dass der Bischof die Handschuhe nach dem Offertorium unmittelbar vor Beginn der Opferhandlung ablegt, dass er ferner bei Exequien, überhaupt beim Trauergottesdienste, sowie am Charfreitag keine Handschuhe trägt, ist bekannt. Bis zum 16. Jahrhundert wurden die Handschuhe meistens aus schweren Seidenstoffen geschnitten und zusammengenäht, wodurch sie in Verbindung mit dem reichen Schmuck eine schwerfällige Gestalt erhielten. Erst mit dem Ausgang des Mittelalters lernte man sie aus einem Stücke künstlich zu wirken.

An die Handschuhe schliesst sich der Ring, *annulus*, der schon in den ältesten Zeiten dem Bischöfe bei der Consecration übergeben wurde und zu den Insignien seines Amtes gehört, zuerst am Zeigefinger, bald aber am vierten Finger der rechten Hand getragen wurde. Und zwar wurde er vor Beginn der feierlichen Messe über dem Handschuh angelegt. Diese Ringe, aus reinem Gold gearbeitet, und meist mit einem Edelstein geschmückt, zeigen mannigfache künstlerische Ausbildung; eingeschnittene figürliche Darstellungen aber waren, nach einer Verordnung Innocenz III, untersagt.

Als Kopfbedeckung entwickelt sich seit dem frühen Mittelalter die bischöfliche Inful, *infula*, *mitra*. Schon früh mögen die Bischöfe nach dem Vorgange der Hohenpriester des alten Bundes eine auszeichnende Kopfbedeckung erhalten haben; allein die charakteristische Form der Mitra lässt sich mit Sicherheit erst etwa seit dem 10. Jahrhundert nachweisen. Sie besteht zuerst aus einer runden Kopfbedeckung, welche durch einen untern ornamentalen Saum eingefasst war (Fig. 224 a. b.) und bisweilen in der Mitte des Scheitels durch einen Knopf abgeschlossen wurde, der schon aus Zweckmässigkeitsgründen als Handhabe beim Abnehmen erwünscht war. Bald wurde die



Fig. 224. Bischöfliche Mitren. (Nach Weiss.)

Mitra durch eine mässige Einsenkung in der Mitte charakteristisch umgebildet, wobei bisweilen ein Ornamentband die Theilung schärfer markirte (Fig. 224 c. d.). Meistens fertigte man die Mitra aus einem gemusterten Seidenstoff von weisser oder rother Farbe, umgab sie am untern Saume ringsum mit einer ornamentalen Borte und liess von dieser eine andre vertikal von vorn nach hinten aufsteigen. Endlich liess man zwei Binden, *stolae* oder *fanones*, an der Rückseite bis zu den Schultern herabhängen (Fig. 224 c. d.). Seit dem 11. Jahrhundert entwickelte sich daraus die eigentliche Doppelmitra mit ihren beiden scharf ausgeprägten Spitzen oder Hörnern (Fig. 224 f.), die indess bisweilen noch im 12. Jahrhundert auch eine

einfachere Form neben sich dulden (Fig. 224 e.). Im weiteren Verlauf wachsen diese Hörner an Höhe und Umfang (Fig. 224 g. h. i.); im 12. und 13. Jahrhundert sind sie noch mässig und stehen in gutem Verhältniss zur menschlichen Gestalt und zum Kopfe (Fig. 225), später aber wachsen sie und zwar schon seit dem 14. Jahrhundert zu einem Umfange, welcher besonders seit der Renaissancezeit in's Unschöne ausartet.

Für die Ausstattung der Mitra wurde der kostbarste Schmuck verwendet. Nicht blos fertigte man sie aus den schwersten Seiden- und Sammetstoffen, sondern man schmückte sie auch, besonders an den Stirnreifen (*Circulus*), dem senkrechten Mittelstreifen (*Titulus*) und den Rückenbändern durch Edelsteine, die in Gold gefasst waren, sowie durch Gold- und Perlstickereien. Doch waren solche reich geschmückte Mitren nur für die höchsten Feste bestimmt, während für die gewöhnlichen Zeiten einfachere in Gebrauch waren. Von den älteren noch erhaltenen Mitren mögen die in S. Emmeram zu Regensburg, im Dom zu Limburg an der Lahn, in St. Peter zu Salzburg, im Dom zu Halberstadt genannt werden.

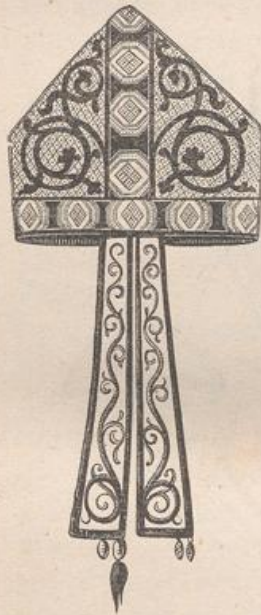


Fig. 225. Bischöfliche Mitra.
13. Jahrh.

Von dieser bischöflichen Inful unterscheidet sich schon früh die *Päpstliche Tiara*, die schon im 12. Jahrhundert als hoher, entweder spitzer oder leicht gewölbter Hut gestaltet war (Fig. 220 a. b.), der am untern Rande und in der Mitte in vertikaler Erhebung mit breiten goldenen Reifen geschmückt wurde. Erst Bonifaz VIII. († 1303) gab dem Stirnreifen die Gestalt einer Krone und brachte darüber noch einen zweiten Reifen an, worauf erst im spätern Verlauf des 14. Jahrhunderts die Tiara zur dreifachen Krone umgestaltet wurde.

Weiter zählt man zu den bischöflichen Insignien das *Rationale*, *pectorale rationale*, ein wie es scheint erst in der romanischen Epoche aufgekommenes Ornatstück, das schon seit dem Ausgang des Mittelalters nicht mehr im Gebrauch ist. Es war dem Schulterkleid des alttestamentlichen Hohenpriesters, dem Ephod, nachgebildet, und bestand aus einem Umhang, welcher auf der Brust und dem Rücken wie ein rechtwinkliges Schild mit zwei verlängerten

Seitenflügeln herabhing und auf den Schultern durch ein scheibenförmiges Rundblatt zusammengehalten wurde. Auch dies Gewandstück erhielt durch aufgestickte Ornamente, einfassende Streifen und figürliche Darstellungen reichen Schmuck. Im Dom zu Bamberg haben sich Bruchstücke eines Rationale aus früh romanischer Zeit erhalten. Ein anderes aus Regensburg stammendes besitzt das Nationalmuseum in München. Ein reich gesticktes aus dem 15. Jahrhundert sieht man im Dom zu Eichstädt. Während die älteren auch darin die Erinnerung an das Ephod des Hohenpriesters festhielten, dass wie dort auf den Schulterblättern die zwölf Stämme eingegraben waren, hier die zwölf Apostel dargestellt wurden, ist man an dem zu Eichstädt befindlichen davon abgegangen und hat die Bilder des h. Bonifacius und Willibaldus darauf angebracht.

Wie das Rationale nicht allen Bischöfen verliehen wurde, sondern nur in einzelnen Fällen ein auszeichnender Schmuck war, so bildet das *Pallium* die besondere Auszeichnung des Erzbischofs. Ursprünglich zur Zeit des klassischen Roms ein Ehrengewand, das als faltenreiches Oberkleid meist aus Purpur gefertigt wurde und mit einem goldgestickten Streifen gestickt war, ging es als Prunkgewand auf die byzantinischen Kaiser über und wurde sodann von den Päpsten nicht bloß für sich in Anspruch genommen, sondern auch den Erzbischöfen als besondere Auszeichnung verliehen. Bald aber verwandelte sich das Kleid in einen einfachen schmalen Ornamentstreifen, der gabelförmig über die Schulter geworfen wurde und in der Mitte auf Brust und Rücken mit einem mehr oder minder langen Streifen herabhing. So pflegte das *Pallium* wohl das Kreuz des Besatzes am bischöflichen Messgewand theilweise zu bedecken. Dies Ornatstück, welches nach kirchlicher Vorschrift aus weisser Lammwolle gewebt sein muss, erhält durch kleine griechische Kreuze in purpurner, später in schwarzer Farbe seinen besonderen Schmuck.

Zu den Insignien des Bischofs gehört ferner der Hirtenstab, *virga pastoralis*, *baculus*, *pedum*. Ursprünglich nur als Stütze dienend und deshalb mit einer festen Krücke versehen, wurde er schon früh, vielleicht seit dem 8. Jahrhundert zum Abzeichen bischöflicher Würde, behielt aber theilweise selbst bis in die romanische Epoche seine ursprüngliche Gestalt, wie z. B. der Stab Bischof Gerard's von Limoges aus dem Anfang des 11. Jahrhunderts (Fig. 228 a.). Auch der in der Abteikirche zu Deuz befindliche Stab zeigt noch diese Form, während ein ebenso alterthümlicher Stab in der Stiftskirche zu Quedlinburg die ebenso schlichte Krümmung eines

Hirtenstabes hat. Ein hohes Alter zeigt auch der mit ornamentirten Goldblechen beschlagene Bischofsstab im Dom zu Limburg an der Lahn. Bald jedoch wurde der bischöfliche Stab bedeutsamer ausgebildet, beträchtlich verlängert und an Stelle der Doppelkrücke

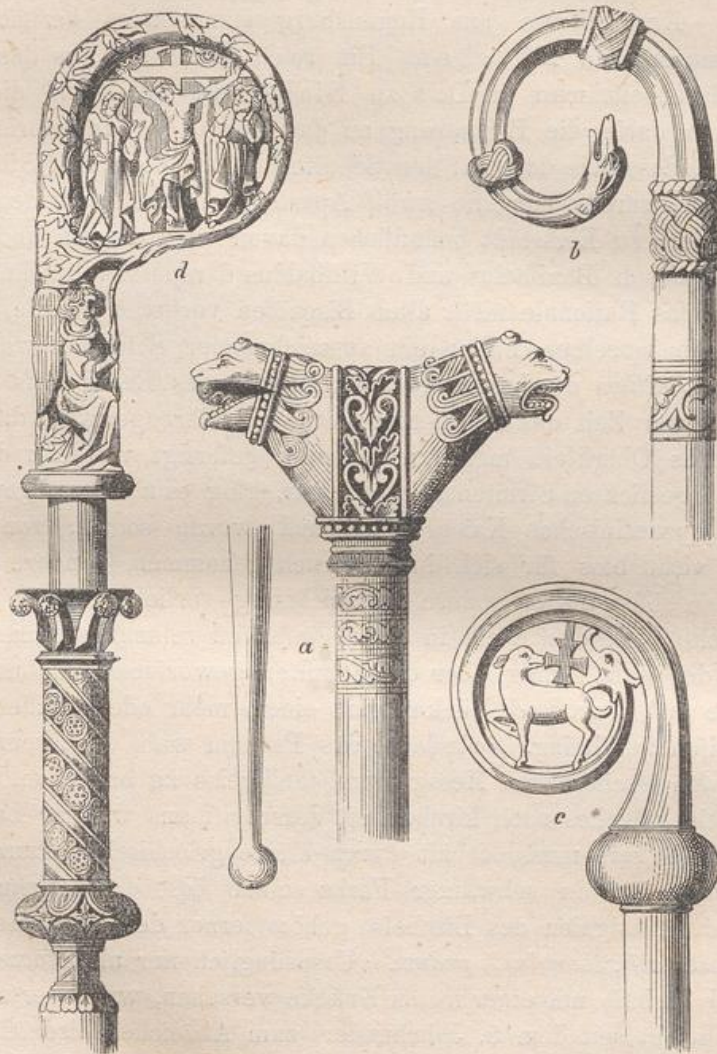


Fig. 226. Bischofsstäbe. 11. bis 14. Jahrh. (Nach Weiss.)

mit einer einseitig umgebogenen Krümmung versehen, welche durch einen Knauf mit dem Schaft verbunden ward. Fortan blieb dieser Krummstab die herrschende Form, an welcher sich die Kunst des Mittelalters in reichen Bildwerken erging. Zunächst gab man wohl

der Ausmündung des Stabes, die stets in Elfenbein hergestellt wurde, die Gestalt eines Drachen oder einer Schlange (Fig. 226 b.). Daraus entwickelte sich dann oft die symbolische Darstellung vom Siege des Christenthums über die Macht des Bösen, indem man ein Kreuz und auch wohl ein Lamm hinzufügte (Fig. 226 c.). Auf der Höhe der mittelalterlichen Kunstentwicklung, im 13. Jahrhundert, wurde dann oft die Biegung mit einer biblischen Scene ausgefüllt, namentlich wählte man dazu die Verkündigung, die Krönung Mariä oder die Kreuzigung (Fig. 226 d.). Die gothische Zeit besetzte dann ausserdem gern den äusseren Rand der Krümmung mit den beliebten Krabben und gestaltete nicht selten den stets aus Metall zu formenden Knauf zur zierlichen Nachbildung eines kleinen Bauwerks. Einen der schönsten dieser Art besitzt noch jetzt der Dom zu Köln. Die metallenen Theile pflegte man ausserdem wohl mit Emailleornamenten zu schmücken, wie man auch den Stab in ganzer Länge aus Elfenbein bildete. Weiter ist noch eines reich geschmückten Tuches zu gedenken, welches als Velum dem Knauf oder der Krümmung des Bischofsstabes seit dem 14. Jahrhundert angeknüpft zu werden pflegte. Der dafür vorkommende Ausdruck *sudarium* bezeichnet es als ein Tuch, welches dem Bischofe bei anstrengenden Amtshandlungen zum Abtrocknen des Schweisses diente.

Schliesslich ist auch das Brustkreuz, *pectorale*, zu den auszeichnenden Insignien des Bischofs zu rechnen; doch scheint dasselbe erst seit dem Ausgang des Mittelalters zu allgemeinerer Aufnahme gekommen zu sein. Die noch vorhandenen, meistens dem 14. und 15. Jahrhundert angehörend, sind fast sämmtlich als Reliquiarien hergerichtet, wie deren mehrere im Schatz der Stiftskirche zu Quedlinburg und im Dom zu Prag u. s. w. aufbewahrt werden.

2. Der Priesterornat und die Diaconengewänder.

Der Messornat des celebrirenden Priesters ist, sofern er auch dem Bischofe zusteht, im vorigen Abschnitt erörtert worden. In der Form unterscheiden sich die priesterlichen Gewänder durchaus nicht von den bischöflichen, wohl aber weichen sie durch einfachere Behandlung und minder kostbare Stoffe ab, obschon auch bei ihnen der Wunsch, die heiligen Gewänder auf's Würdevollste auszustatten, oft zu grosser Pracht führte. Zu diesen priesterlichen Gewändern gehört zunächst das *Schultertuch*, das bisweilen ohne allen Schmuck, manchmal aber auch mit einer gestickten Einfassung, *parura*, aus-

gestattet war. In der Marienkirche zu Danzig sieht man noch eine Anzahl solcher priesterlicher Schultertücher.

Ein gleiches gilt von der priesterlichen *Albe* und dem *Gürtel*, die ebenfalls nur durch minder reiche Ausstattung sich von den bischöflichen unterscheiden. Namentlich scheint bei den Alben etwa seit dem 13. Jahrhundert der breite untere Saum sich auf ein kleineres Mittelstück an der Vorder- und Rückseite beschränkt zu haben. Für die Gürtel wurde in der Regel ein kräftiger einfacher Leinstoff gewählt, der jedoch ebenfalls manchmal durch eingestickte Muster geschmückt war. Sodann wurden *Stola* und *Manipel* in ähnlicher Weise für den Priester wie für die Diakonen gleich den bischöflichen, nur in minder reicher Ausstattung angefertigt. Dasselbe gilt auch vom priesterlichen *Messgewand*, welches indess bei seiner hervorragenden Bedeutung auch für blosse Pfarrkirchen im Mittelalter oft eine so prachtvolle Ausschmückung erhielt, dass die für hohe Festtage bestimmten priesterlichen Messgewänder hinter der Pracht der bischöflichen kaum zurückblieben.

Weiter gehört hierher die *Bekleidung des Kelches*, welche theils aus leinenen, theils aus farbigen Seidenstoffen besteht. Zunächst, ein feines Leintüchlein zum Austrocknen und Reinigen des Kelches das gleichmässig in zwei Falten zusammengelegt wird und mit einem eingestickten Kreuz in der Mitte verziert ist. Das zweite Leintuch ist das sogenannte *Corporale*, welches die geweihte Hostie von der Consecration bis zur Communion des Priesters aufzunehmen hat. Auch dieses wird, und zwar in drei Falten zusammengelegt, so dass es den Kelch bedeckt. Dies Corporale wurde wohl durch eingewirkte Ornamentmuster ausgezeichnet. Eingeschlossen wird das Corporale in eine aus Seidenstoffen bestehende Tasche, *bursa*, welche auf der Aussenseite mit Stickereien, namentlich der Darstellung Mariä und des Lieblingsjüngers unter dem Kreuzesstamm geschmückt wurde. Bisweilen kommt statt dieser Tasche ein kleines aus Holztäfelchen geformtes Kästchen vor, welches dann in ähnlicher Weise ausgestattet wurde. Endlich gehört hierher die äussere Umhüllung, *Velum calicis*, welche den Kelch sammt der darauf befindlichen Patene zu bedecken hat, wenn der Priester mit demselben zum Altare schreitet. Aus demselben Stoff mit dem Messgewande gefertigt, wird dies Velum mit Ornamentsäumen eingefasst und in der Mitte mit einem aufgestickten Kreuz verziert.

Da die Form und Ausstattung der Levitengewänder, der *Dalmatica* des Diakons und der *Tunicella* des Subdiakons, schon oben

erörtert wurde, so bleibt zum Schluss nur noch der Chor- oder Vespermantel, *pluviale*, *cappa choralis* zu besprechen. Es ist ein eigentlicher Mantel, der hauptsächlich beim Vespertagesdienst, bei öffentlichen Prozessionen, bei Trauer- und Beerdigungsfeierlichkeiten getragen wird. Der Name *Pluviale* deutet darauf hin, dass es ursprünglich ein Schutzmantel gegen den Regen war; der Ausdruck *Cappa* bezieht sich auf die ehemals demselben angefügte Capuze, welche zum Schutz über den Kopf gezogen werden konnte. Der Schnitt dieses Gewandstückes zeigt einen einfachen weiten Mantel, der bis über die Knie herabreicht und auf der Brust meistens durch eine metallene Schliesse zusammengehalten wird. Ursprünglich als Schutzkleid von einfach derber Beschaffenheit und namentlich für die kirchlichen Sänger bestimmt, wurde das *Pluviale* etwa seit dem 12. Jahrhundert immer prachtvoller ausgestattet und zu dem Rang eines kirchlichen Festkleides erhoben. Man verwendete nun dazu dieselben kostbaren Stoffe, aus welchen man das Messgewand und die Diakonengewänder fertigte, namentlich aber besetzte man es ringsum an den Säumen mit reich gestickten Einfassungen und gab wohl auch dem untern Rand eine Reihe von Glöckchen. Die ehemalige Capuze wurde sodann zu einem nicht minder reich verzierten Schilde umgestaltet. Endlich fand auch die Kunst des Goldschmiedes Gelegenheit, an der schildförmig ausgebildeten Agraffe, welche den Mantel auf der Brust zusammenhält, in zierlich getriebenen Reliefs die Verkündigung, die thronende Madonna u. a. anzubringen. Von den noch erhaltenen *Pluvialen* ist eins aus dem 13. Jahrhundert in St. Paul im Lavantthal, ein ungefähr derselben Zeit angehöriges in der Kirche zu Goess und ein anderes aus dem Beginn des 14. Jahrhunderts im Münster zu Aachen zu nennen. Aus der späteren Zeit des Mittelalters sieht man reichgestickte Vespermäntel in der Marienkirche zu Danzig, dem Dom zu Halberstadt, den Münster zu Xanten und zu Bern. Alle diese werden an Pracht jedoch übertroffen von den vier Vespermänteln, welche sich unter den burgundischen Gewändern in der Schatzkammer zu Wien befinden.

Was endlich die Farbe der liturgischen Gewänder betrifft, so ist es begreiflich, dass in den früheren Zeiten wegen der Kostbarkeit und Seltenheit der aus dem Orient zu beziehenden Seidenstoffe man mit denjenigen Farben sich begnügte, welche man grade durch Kauf oder Schenkung erhielt. Als aber seit dem 12. Jahrhundert die Seidenmanufactur im Abendlande, sowohl in Sicilien und Spanien,

wie in den gewerbreichen Städten Ober- und Mittelitaliens sich verbreitet hatte und zu grossem Aufschwung gekommen war, wurde es bald nicht blos Kathedralen und Stiftskirchen, sondern auch einfachen Pfarreien ermöglicht, sich die verschiedenen Ornate in denjenigen Farben zu verschaffen, welchen die Kirche eine symbolische Bedeutung und eine bestimmte liturgische Beziehung gegeben hatte. Die älteste kirchliche Farbe ist ohne Zweifel das Weiss, die Farbe der Unschuld, die ausserdem durch das senatorische Ehrenkleid der altrömischen Zeit sich eingebürgert hatte. Bald aber trat das Roth dazu, als Erinnerung an die Märtyrer, welche mit ihrem Blute für die christliche Lehre als Zeugen eingetreten waren. Dazu gesellte sich erst seit dem 12. Jahrhundert das Grün und Schwarz und noch später als fünfte liturgische Farbe das Violett.

Die weisse Farbe wird an den Festtagen des Herrn, der Madonna, der Bekenner und heiligen Jungfrauen als Symbol der Reinheit und Unschuld angewendet. Das Roth als Farbe der Liebe, des glaubensstarken Opfermuthes kommt dem Pfingstfeste und den Tagen der Apostel und Märtyrer zu. Das Grün, die Farbe der Hoffnung, wird an den gewöhnlichen Sonntagen, welche nicht zugleich kirchliche Festtage sind, angelegt, um die Tage der irdischen Wanderung als eine Zeit der Hoffnung auf die künftige Seligkeit zu bezeichnen. In den kirchlichen Trauerzeiten, dem Advent und den Fasten, ebenso bei Gedächtnissfeiern für Verstorbene wird seit dem Ausgang des Mittelalters die violette, sowie die schwarze Farbe gebraucht. Neben diesen kommt im Mittelalter auch Dunkelblau zu liturgischer Verwendung, und endlich wird die hellblaue Farbe in manchen Diöcesen, namentlich an Festtagen der h. Jungfrau getragen. Noch andere Abweichungen kommen gelegentlich vor, wie denn die gelbe Farbe an manchen Orten für die Festtage der Engel und Erzengel im Gebrauch war. Schliesslich ist zu bemerken, dass in vielen Diöcesen bis auf den heutigen Tag der Goldstoff, sowie die goldartigen gelben Seidenzeuge die Stelle der weissen Farbe vertreten.

